

„Habent fata sua libelli“

Eine Liebeserklärung an das Buch als gesellschaftliches Wesen

Von Dr. Friedrich Lenhardt

Obwohl mich eine Gehirnblutung auf meiner Lebensbahn unerwartet heftig beutelt und in meiner gewohnten Arbeit über die Maßen behindert, möchte ich nicht von der mir liebgewordenen Tradition absteigen und hier an dieser Stelle eine „Originalarbeit“ in Druck geben, also über ein Thema berichten, das sonst noch nicht bearbeitet wurde oder, in meinen Augen noch nicht ein hinreichendes Interesse gefunden hat. Daher jetzt und hier:

„Auch kleine Büche (=libelli) haben ihr eigenes Schicksal“. Und das Schicksal etlicher Büchlein vollendet sich zur Zeit in Köching, d. h. ihr Leben kommt vorerst hier zu einem Ende. Vor einigen Tagen erreichte uns ein Konvolut, das zunächst in bekannter Weise zusammengesetzt schien. Eine große Hälfte bestand aus alten Schulbüchern, die andere aus Büchern kirchlichen Inhalts. Über die Enge der Bindung an den Besitzer dieser Bücher darf man spekulieren:

Die Bindung an die Schulbücher mag der langen gemeinsamen Entwicklung geschuldet sein, man ist gemeinsam alt geworden, hat schulische Höhen und Tiefen miteinander erlebt von meditierenden Sinnen über unzugängliche Texte mit mehr zumeist aber weniger didaktischer Handreichung wie es mitunter an Randnotizen wie „bis soundsoviel 6 Zeilen lesen erkennbar wird – ich persönlich erinnere mich noch an einen Abschnitt über den Ottonischen Staat und die Schicht der „Ministerialen“, was mir danach völlig fremd war, was aber dann auch abgefragt wurde, unverständliche Fragen zu einem unverständlichen Stoff. Die Bindungen an das Schulbuch wurden verstärkt durch die Stempel der Lehrbuchsammlung in dem Namen, Klasse und Jahrgang eingetragen waren, um einen Beleg für den mit unbrauchbaren Interlinearglossen aktiv gewordenen Buch zu erhalten.

Die Bindung an die ganze Gruppe der „Glaubensliteratur“ mit den Produkten der Gebet- und Gesangbücher liegt in der anscheinend noch immer vorhandenen Scheu vor dem „Heiligen“ dieses Schrifttums, welches weggeworfen einem Sakrileg gleich käme. Gott sei Dank gibt es in beiden Abteilungen immer wieder Büchlein, die durch Besonderheiten aus der Masse herausfallen – sei es inhaltlich, durch die äußere Form oder durch persönliche

Überlieferungssituationen. Aus dem letzten Konvolut sollen einige Beispiele gegeben sein:

Libellus 1 (Das erste Büchlein) Gedichte von Friedrich Schiller, zweiter Theil zweite Auflage Kreuznach bei Ludwig Christian Klehr 1804

Seine Besonderheit ist inhaltlicher Art:

1804 gab in Kreuznach der Verleger Ludwig Christian Kehr die Gedichte von Friedrich Schiller, zweiter Theil in zweiter Auflage heraus, wobei er im kleinen Oktavformat ein offenbar verkaufsförderndes Argument erkannte, welche mir im Krankenbett äußerst willkommen war.

Unter der Janusköpfigen Bezeichnung „Vorerinnerung“ entschuldigt sich der Autor (S. 1-2) für die etwas unorganische Reihung der Texte:

(Seite 2-3) „Vielleicht hätte bei Sammlung dieser Gedichte eine strengere Auswahl getroffen werden sollen. Die wilden Produkte eines jugendlichen Dilletantismus, die unsicheren Versuche einer anfängenden Kunst und eines sich mit selbst noch nicht einigen Geschmacks finden sich hier mit solchen zusammengestellt, die das Werk einer reiferen Einsicht sind. Aber bei einer Sammlung von Gedichten, welche sich größtentheils schon in den Händen des Publikums befinden konnte der poetische Werth nicht allein in Betrachtung kommen. Sie sind schon ein verjährtes Eigenthum des Lesers, der sich oft auch das unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgendeine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden ist und selbst das Fehlerhafte bezeichnet wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters. Der Verfasser dieser Gedichte hat sich, so wie alle seine übrigen Kunstgenossen vor den Augen der Nation und mit derselben gebildet; er wußte auch keinen, der schon vollendet aufgetreten wäre. Er trägt also kein Bedenken, sich dem Publikum auf einmal in der Gestalt darzustellen in welcher er nach und nach vor demselben schon erschienen ist. Er freut sich, dass ihm das Vergangene, und insofern er sie überwunden hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen.“

Und er schließt und datiert mit theatralischem Ton: „Weimar in der Ostermesse 1803“

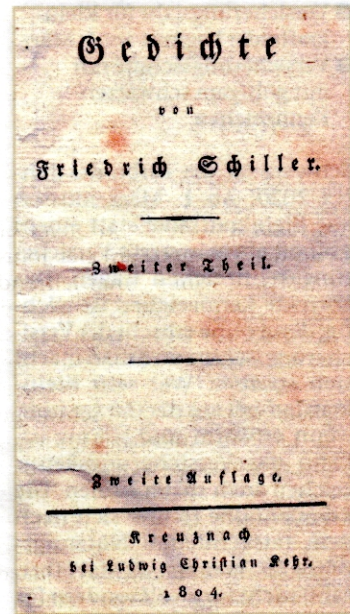
Wir tun also Friedrich Schiller nicht böse, wenn wir seiner Lyrik nicht immer höchste Qualität zuweisen werden. Reizvoll ist

allerdings der Dichter von dem Wallen seiner Balladen befreit, gleichsam am Küchentisch begnügen zu dürfen.

Nach der Lektüre sehen wir einen Schiller, der verzweifelt nach Themen sucht, womit der sich bei seiner Zielgruppe interessant machen kann. Diese sieht er in der gebildeten Entourage der Herzogin Amalie, an die er sich direkt wendet (S. 49 ohne Datum) und ein weiteres Mal (Seite 49 dat.1780), wo Schiller ihr sehr nahe tritt und er im Hinblick auf die Abreise des Erbprinzen an die Hochzeitsreise des Herrscherspaars erinnert (dat.1782).

Ebenso führt er sich beim Erbprinzen ein, den er auf seine Reise nach Paris verabschiedet (S.19, dat 1802, Paris ist für Schiller das Stichwort über den Gegensatz der französischen Kultur und der deutschen Nationalkultur zu sinnieren: Die Antiken zu Paris (S. 18, dat 1800) und die deutsche Muse (S. 18, dat. 1802) und ein Punschlied mitschickt (S. 133 dat. 1803). Und zwei weitere Angehörige geht er namentlich an eine Minna (S.90 dat. 1792) und insbesondere eine Lara (S.49 dat. 1782 und S.53 dat. 1753, gerade sie spricht er sehr persönlich an). Ansonsten versucht er sich in die philosophischen Diskussionen der Gruppe einzuklinken, indem er Gedichte zu Kant (S.111) und Rousseau (S.133) anführt, ganz abgesehen von seinen Exkursionen in die Antike. Die Philosophen (S.105, wo er versucht, die Lehre Vorstellung des Aristoteles zu brechen, indem er ihm die Jenaer Zeitung in die Hand drückt. Zuvor macht er es mit ähnlichem Humor mit den „Homeriden“ (S. 104 ohne Dat.), denen er so großen Hunger zuweist „daß die Würste nicht reichen werden“. Auch weitere lässt er eher unkonventionell auftreten (S.69 dat. 1795 Die Weltweisen: „Was Lock und Des Cartes nie getan“)

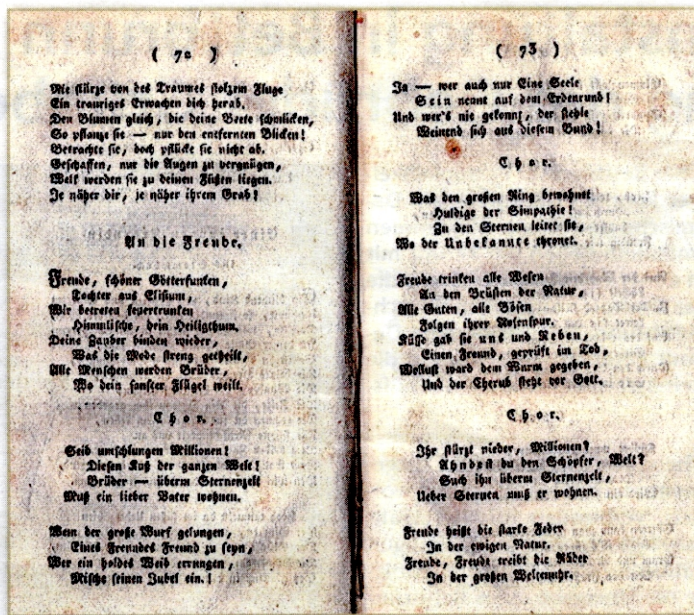
Daneben gibt er sich historisch bewandert in der Themik der Dichtkunst (S.5 „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“) zu Hause und versucht eine Weltläufigkeit an den Tag zu legen, die sich an täglicher Korrespondenz (S.117 undat.: Distichon, Die achtzeilige Stanze) speist oder vorgeblich eigene Erlebnisse wiedergibt, insbesondere seine exotische Herkunft aus dem Süden lässt die Serie der Flussgedichte entstehen, die ganz Deutschland abdeckt, beginnend im Süden: Salzach, Donau, Pegnitz, Weser (Wobei dem Gedicht „Weser“ wenig werbendes inne wohnt: „Leider von



mir ist gar nichts zu sagen, auch zu dem kleinsten Epigramme, bedenkt! geb ich der Muse nicht Stoff“), Spree, Elbe, Pleiße (dieses lokale Gewässer niedriger Ordnungszahl wird ihm zum Symbol der kulturellen Tragfähigkeit des Weimarer Grundes, die Pleiße als Projektionsfläche seines dichterischen Frustes: „Flach ist mein Ufer und seicht mein Bächlein, es schöpfen zu durstig Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.“), Ilm, Saale, Mayn, Rhein und Mosel. Aber dort wo bei Goethe ein nebenbei geäußertes Satz zur Lage einer Stadt zum touristischen Highlight wird, bleiben die Betrachtungen Schillers dozierend.

Ihm scheint die Aussage wichtiger als die Stimmung. Der Dichter greift Weltereignisse auf (Jahrbetrachtungen, unüberwindliche Flotte (S.87 dat. 1786), die Schlacht (S. 83 dat 1782)), an Stimmungsbildern scheitert er (Frühling...) und gerät nicht durch klassisch historische Einwurfe in belehrende Fahser und muss nicht auf barsonghaftes (S.54 dat. 1782: „Die Kindsmörderin“, an welchen sich melodramatische Kindheitsbetrachtungen umlagern: Kind in der Wiege, Sonntagskinder (S.104), der spielende Knabe (S.70 dat. 1785)) zurückgreifen Unter dieser Gebrauchspoetik läßt eine Kombination aufhorchen (S. 72 dat 1785) Sie weckt Interesse durch überraschende Wortwahl und durch den klassischen Einschub „Freude schöner Götterfunken, Tochter aus Elisium.“ das Thema. Der kenntnisreiche Biograph mag eine Ursache der Freude erahnen, was den jungen Schiller zu diesem Freu-

denausbruch veranlaßt (1785), die in unserem Heft auftaucht. Der Stil dieser poetischen Äußerungen ist natürlich bei der Themenbreite ebenso breit aufgelegt: Zunächst gelingt es diesem jungen Schiller nicht Stimmungen zu erzeugen, persönliche Betroffenheit abzubilden oder Eindrücke wiederzugeben. Begibt er sich auf dieses Gebiet, schickt er gleich eine „wissenschaftliche Bewertung“ dazu, die das Bild rational aufbricht. So bleibt er von der Themenwahl her journalistisch, vom Stil her lehrend bis belehrend. Sein Feld scheint nicht die Lyrik zu werden (es ist natürlich leicht bei eben diesen Voraussetzungen genügend Beispiele für vorgebliche Schwäche in der Reinstruktur zu finden – eines großen Dichters unwürdig: Hier findet sich Überraschendes neben Banalem), wohl scheint er sich im Schauspiel zu fühlen. Hier ist dieser Schiller zu Hause und so hängt er an die Gedichte ein Schauspielfragment an: „Sce-



nen aus den Phönizierinnen des Euripides“, S. 189 - 326 dat.1789). Eine ähnliche Vergewaltigung wie beim Dichter mag ich bei Beethoven erkennen, der auf der

Suche nach Motiven zu Symphonien auf diesen eigentlich armseiligen Prozess zurückgreifen muss. Allerdings mag Schiller Entscheidendes dazu beigetragen haben.

Sollten solche Nebensächlichkeiten demnach Folgen getätigt haben? Man kann nur unfachmännisch staunen: „Was hat der gute Mann nicht alles geschrieben“. Das war das Schicksal einiger libellus, den es nach Kösching verschlagen hat. Mein Dank gilt allen, die unter widrigen Umständen zu Erstellung der kleinen Arbeit beigetragen haben. Zunächst meiner Familie, dann den Mitgliedern des Geschichtsvereins, insbesondere den Vorstandsmitgliedern, die durch Botengänge den Materialfluß nicht abreißen ließen. Und dann noch der Belegschaft der Station 85 im Klinikum Ingolstadt, die sich um mein Wohlbefinden und meine Gesundheit bemühten und die es geduldig zuließen, dass in einer Ecke des Krankenzimmers ein kleiner Platz entstand und freigehalten wurde, an dem ich an diesem Thema arbeiten konnte. Es gibt noch etliche „libelli“ über die es wert Wert ist zu erzählen...